

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

**Ansgar Skiba – Natur**

am 8. Mai 2022 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde des Overbeck-Museums,

ein bisschen überwältigt stehen wir vor den Bildern von Ansgar Skiba. Vor der Wucht und Dynamik der farbintensiven Gemälde ebenso wie vor der Vielfalt und Präzision der filigranen Zeichnungen. So ist Natur. Sie überwältigt uns im Großen wie im Kleinen, und genau dieses Gefühl transportiert Ansgar Skiba in seiner Kunst.

Was ist Natur? Das, was geboren wurde – so sagt es der ursprünglich lateinische Begriff. Aber was geboren wurde, das muss auch sterben, das ist der Zeit unterworfen, es durchläuft Veränderungen, Wandlungsprozesse. Das Geborene ist immer im Werden und immer im Vergehen. Das trifft nicht nur auf Pflanzen, auf Tiere und auf uns Menschen zu, sondern in größerem Maßstab auch auf das, was wir die unbelebte Natur nennen: Steine, Felsen und Berge. Unveränderlich erscheinen sie uns nur, weil unsere Daseinsspanne so viel kürzer ist als ihre, sodass wir ihre Wandlungen nicht erkennen können. Aber wir wissen, dass sie über Jahrtausende und Jahrmillionen gewandert sind, geformt wurden und weiter geformt werden. Auch Felsen und Berge waren nicht immer so, wie sie jetzt zu unserer Lebenszeit gerade sind, und sie werden nicht so bleiben.

*Abertausende Jahre alte Atome sind durch das Universum gezogen, kommen von Plätzen, die es nicht mehr gibt und sind für Orte bestimmt, die wahrscheinlich noch nicht aufgetaucht sind. Es gibt nichts Heimisches im Lebendigen, schreibt der Philosoph Emanuele Coccia in seinem Buch „Metamorphosen“.*

„Nichts Heimisches“, das klingt beängstigend für uns Menschen, die wir doch versuchen, uns in unserem Leben ein Heim zu schaffen. Anzukommen. Wurzeln zu schlagen. Aber die Pflanzenmetapher verrät es schon: Auch Wurzeln sind nicht für immer. Sie geben eine Zeit lang Halt, dann vergehen sie und machen Platz für neues Leben. So ist es auch mit uns: *Wir haben einen Körper, aber nicht, um an einem Hier und Jetzt besser anzuhafte, sondern um Ortswechsel vorzunehmen, Zeitenwechsel und Raumwechsel, Gestaltwechsel und Materiewechsel. [...] Jeder einzelne Körper ist eine Reise, die gerade stattfindet,* schreibt Coccia. Und nicht nur unser Körper, sondern alles, was geboren wurde, was also Natur ist, ist eine Reise. *Es gibt keinen Raum, es gibt nur Reisen. Was wir sind und was uns umgibt, ist unablässig auf dem Weg – ohne dass wir wüssten, wohin dieser uns Weg führt und ob er jemals endet.*

Ansgar Skibas Kunst zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich gegen dieses Reisen als Daseinsform nicht wehrt, dass sie den Wandel, die Metamorphose, als Seinsmodus aller Natur anerkennt und abbildet. Alles, was wir sehen, ist beständig in Bewegung, wenn nicht durch den Raum, dann durch die Zeit. Alles ist im Prozess einer fortschreitenden Veränderung. Alles ist unterwegs.

Dementsprechend unmöglich ist es für Ansgar Skiba, statische Bilder zu malen und so mit seiner Kunst Beharrungskräfte heraufzubeschwören, die es in der Natur gar nicht gibt. Seine Werke bilden keinen Zu-Stand ab, weil die Natur eben nicht steht, nicht stehenbleibt, sondern sie zeigen einen Augenblick innerhalb eines Wandlungsprozesses, eine kurze Station auf der Reise.

*Mit Substantiven kann man diesen Bildern nicht beikommen, es werden keine Dinge gemalt, sondern Verben. Ansteigen, fallen, erblühen, zerblättern, entfalten, verfließen, lichten: Die Ruhelosigkeit und Wandelbarkeit scheinbar konstanter Gegebenheiten, [...] wenn die Dinge ihre Festigkeit verlieren, wenn sie schäumen, spritzen, aufbrechen, verdunsten, kondensieren, tauen, frieren, wogen, flirren, kristallisieren.*

Mit diesen Worten beschreibt die Dichterin Marion Poschmann die Gemälde des deutschen Expressionisten Lovis Corinth, und als ich diese Sätze las, hätte ich schwören können, sie müsse die Bilder von Ansgar Skiba damit meinen. Auch in ihnen ist eine Bewegtheit, der nur mit Verben beizukommen ist. Es ist schwer, über ein Bild von Ansgar Skiba zu sagen: „so ist es“, eher müsste man sagen: „das geschieht gerade“.

Erst später habe ich erfahren, dass Ansgar Skiba tatsächlich das Werk des Malers Lovis Corinth nicht nur kennt, sondern auch schätzt, dass er sich von dessen Malweise angezogen und in gewisser Weise verstanden fühlt, und dass er sogar etliche Bilder am Walchensee gemalt hat, dem Ort, wo auch Lovis Corinth einige seiner berühmtesten Landschaftsgemälde schuf.

Was ist die Gemeinsamkeit dieser beiden Maler? *Corinth malt nicht die Dinge, sondern ihre Ausstrahlung, ihre Energie. Es ist das Gegenteil vom angehaltenen Augenblick [...]. Daher die Anstrengung, die Wucht: Furor der Unschärfe*, schreibt Marion Poschmann. Auch Ansgar Skiba kann nicht umhin, die Energie der Natur, die er malt, in sich aufzunehmen und wiederzugeben in seinen Bildern. Es ist eine Energie, die nicht allein aus der Natur kommt, sondern aus dem Zusammenspiel von Maler und Motiv: Die Natur ist *aufgewühlt vom Flimmern des Lichts*, aber auch *von der Verve des Blicks, vom Furor des Malers*, wie Marion Poschmann es ausdrückt. Die Landschaft ist bewegt, aber der Maler ist es auch. Unmöglich zu

sagen, was zuerst da war. Der gesamte Farbauftrag – bei Lovis Corinth mit dem Pinsel, bei Ansgar Skiba unter anderem auch direkt mit den Händen – spiegelt diese Bewegtheit wider. Ein Vibrieren und Beben geht durch die Bilder, das neben Maler und Motiv auch die Betrachtenden mit umfasst.

*Das gesamte Bild ist wie die Oberfläche eines bewegten Gewässers. In diesem Bild-Gewässer scheint sich das Ich zu spiegeln, es versinkt in den heftigen Pinselstrichen; das Betrachter-Ich bewegt sich mit, weil es sich die Landschaft unentwegt aus wilden Strichen rekonstruieren muss,* schreibt noch einmal Marion Poschmann. Maler, Bild und Betrachter geraten also in eine gemeinsame Bewegung, und das ist vielleicht das Höchste, was uns Kunst zu schenken vermag. Diese Bewegung, die wir in den Bildern sehen und am eigenen Leibe spüren, ist eine Verwandlungsbewegung, aber auch eine Suchbewegung. Wir wollen ja sehen, wir wollen erkennen – nicht nur die Landschaft vor unseren Augen, sondern auch uns selbst. *Ein leidenschaftlich suchender Blick begibt sich in ein Spiel mit Realität und Erscheinung, getrieben von dem Wunsch, in der Außenwelt etwas von sich selbst zu finden, sich in den Dingen zu erkennen.* Diese Worte von Marion Poschmann über Lovis Corinth beschreiben wohl ganz gut auch die Motivation Ansgar Skibas, sich mit der Natur auseinanderzusetzen. Es ist eine leidenschaftliche Suche, die niemals zu einem Ende kommt, weil wir keine letzte, zufriedenstellende Antwort finden werden über unsere Identität und unseren Platz in der Welt.

In der Auseinandersetzung mit der Natur etwas von sich selbst erkennen zu wollen, ist übrigens kein narzisstisches Anliegen, im Gegenteil: Es ist von eitler Selbstbespiegelung so weit entfernt wie nur irgend möglich. Sich selbst in der Natur erkennen zu wollen, setzt eine Unterordnung unter die Natur voraus, eine Bereitschaft, in der Landschaft aufzugehen. Man muss sich ganz der eingangs erwähnten Reise überlassen, die die Vergänglichkeit alles Geborenen bedeutet,

denn: *Wirkliche Schönheit kann nur im Zustand der Selbstvergessenheit gesehen werden, wenn das Ich keine Rolle mehr spielt*, wie Marion Poschmann schreibt.

Auch das sehen wir in den Bildern von Ansgar Skiba: die Selbstvergessenheit eines Künstlers, der sich willentlich dem ergibt, was größer ist als er selbst – der Natur und ihrer sinnlichen Wahrnehmung durch unseren Körper. Diese Haltung – die im Grunde eine Demuthaltung ist, wie wir sie auch von Fritz Overbeck kennen, der in allen seinen Bildern den Menschen der Natur radikal unterordnet, indem er menschliche Figuren gar nicht oder nur sehr klein und damit als im Grunde bedeutungslos in einer überwältigenden Landschaft darstellt – diese künstlerische Haltung begründet den starken Zug zum Erhabenen, den wir in den Bildern von Ansgar Skiba spüren. Das Erhabene ist eine Kategorie aus der Romantik und bezieht seine ungeheure Kraft zur Steigerung aus einer starken gleichzeitigen Selbstrelativierung, sodass ihm eine zutiefst paradoxe Dynamik zugrunde liegt: *In der Erfahrung des Erhabenen wird das Subjekt zwischen zwei Polen hin- und hergerissen: Angesichts des Übermächtigen fühlt es sich nichtig und bedroht, wenn es ihm aber gelingt, sich „aufzuschwingen“, sich geistig über seine Grenzen zu erheben, kann es in der Identifikation mit dem Übermaß die Angst vor dem Tode für einen Moment vergessen. Diese Selbstüberschreitung hat etwas Illusionäres, doch liegt in ihr auch ein Moment der Selbstvergessenheit, der Selbstrelativierung, in der das eigene Ich nicht mehr von der gewohnten Wichtigkeit ist*, schreibt Marion Poschmann. In der Malweise des Erhabenen wird die Natur also auch deshalb groß, weil der Mensch bereit ist, sich als klein zu begreifen. Das wiederum verleiht paradoxerweise dem Menschen erst recht eine bis dahin ungekannte Größe, weil er hier mit dem Erhabenen in der Natur mitschwingt und dadurch an dessen Wirkmächtigkeit teilhat.

Es liegt eine Großzügigkeit in den Bildern von Ansgar Skiba. Der Maler geizt weder mit Farben noch mit dem eigenen Zeit- und Kraftaufwand, eine Üppigkeit,

die entgrenzend wirkt und das freie Zusammenspiel alles Lebendigen sichtbar macht. Üppigkeit sei *die Durchlässigkeit des Raums für die Dinge* und zugleich *die Durchlässigkeit der Dinge für den Raum*, definiert Marion Poschmann. Also etwas, das Bewegung ermöglicht, Grenzen aufhebt, Transparenz und Verbindung schafft.

Wenn Sie die Gemälde von Ansgar Skiba länger betrachten, werden Sie allerdings feststellen, dass nicht nur Erhabenheit und Dynamik von ihnen ausgeht. Ihnen eignet auch eine ganz besondere Ruhe, die das Zentrum all dieser Dynamik bildet, vergleichbar vielleicht mit dem Auge eines Sturms. Wenn wir uns der Energie der Bilder überlassen und mit ihnen mitschwingen, so werden wir nicht nur ihr Vibrieren und Beben als eigene Erschütterung spüren, sondern auch ihre Stille als stärkende, besänftigende Geste. *Der Betrachter ist den Bewegungen der Landschaft ausgeliefert, aber er partizipiert an ihrer stillen Kraft*, schreibt Marion Poschmann über Lovis Corinth, und wieder denkt man, sie müsse doch die Bilder Ansgar Skibas damit meinen.

Die stille Kraft gewinnt endgültig Oberhand in den Zeichnungen Ansgar Skibas, die er – anders als seine Gemälde – grundsätzlich draußen in der Natur beginnt, solange er eine Landschaft nicht nur aus der Distanz betrachtet, sondern ihr mit allen Sinnen ausgesetzt ist. Diese umfassende sinnliche Erfahrung führt die Hand und formt die Linie, es ist ein intimer Moment zwischen Künstler und Natur, ein Moment, der durch übergroßes Wollen, durch bewusste gestalterische Eingriffe und Kontrolle nur zunichte gemacht würde. Und doch setzt die Technik der Silberstift-Zeichnung, die Ansgar Skiba für sich gewählt hat, bei aller Spontaneität zugleich Meisterschaft voraus, weil Korrekturen hier praktisch unmöglich sind. Eine einmal gesetzte Linie kann nicht mehr zurückgenommen oder ausgebessert werden. Jeder Strich steht endgültig auf dem Blatt.

Was an diesen Zeichnungen besticht, ist ihre Vielfältigkeit. Weil mit dem Silberstift ein Variieren der Strichstärke technisch unmöglich ist, ist künstlerische Gestaltung nur über die Anzahl, Dichte und Verlaufsrichtung der einzelnen Linien und ihr Verhältnis zueinander möglich. Erst durch die unüberschaubare Vielzahl an Linien in ihrer Unterschiedlichkeit manifestiert sich das Motiv als Ganzes. Diese Kompositionsweise entspricht der Natur mit ihrem unendlichen, sich niemals wiederholenden Formenreichtum. *Vielfältigkeit ist die tiefste Wahrheit des Lebens*, schreibt der Philosoph Emanuele Coccia. Diesem Umstand werden die Zeichnungen Ansgar Skibas gerecht. In ihrer bewegten Linienhaftigkeit erfassen sie nicht nur die Vielfältigkeit, sondern auch die Wandlungsfähigkeit der Natur. Eine Landschaft ist zu keinem Zeitpunkt ein Zustand, sondern immer ein Prozess. Die Natur als Geborenes, als Werdendes und Vergehendes, hat aktiven Anteil daran, denn *Pflanzen sind keine zusammengefügte Teile der Landschaft, sie sind selbst Landschaftsarchitekten. Sie verwandeln die Welt* durch ihr Wachstum, betont Emanuele Coccia. Das gleiche gilt auch für die Werke Ansgar Skibas: Sie bilden nicht einfach nur ab, sie nehmen in ihrer Dynamik selbst Teil an der immerwährenden Verwandlung der Welt.

Das Prinzip der Verwandlung, der Metamorphose, ist das ordnende Grundprinzip in der Natur. Alles muss sich verwandeln. Schon der antike römische Dichter Ovid schreibt in seiner Versdichtung „Metamorphosen“:

*Keiner verbleibt in derselben Gestalt, und Veränderung liebend  
schafft die Natur stets neu aus anderen andere Formen  
Und in der Weite der Welt geht nichts [...] verloren;  
Wechsel und Tausch ist nur in der Form. Entstehen und Werden  
heißt nur, anders als sonst anfangen zu sein, und Vergehen  
nicht mehr sein wie zuvor. (Ovid)*

In diesen Zeilen steckt metaphysischer Sprengstoff. Denn wenn Vergehen bedeutet: „nicht mehr sein wie zuvor“, dann bedeutet es im Umkehrschluss

nicht: „gar nicht mehr sein“. Der Tod ist also nicht das Ende, sondern nur die Umwandlung einer vorgängigen Existenz in eine andere, und in der Tat schreibt Emanuele Coccia: *Der Tod wird das Leben niemals unterbrechen können, er verändert nur dessen Existenzmodus.*

Die bildende Kunst knüpft an das Prinzip der ewigen Verwandlung in der Natur unmittelbar an. Auch sie schafft neu, verändert, verdichtet und gibt zugleich die eigenen Produkte wieder der Vergänglichkeit preis, da auch Kunstwerke in ihrer Materialität – wie alles, was geschaffen oder geboren wurde – beständig vom Verfall bedroht sind. Kunst und Natur berühren sich in ihren wesentlichen Eigenschaften. Das betont auch Emanuele Coccia, wenn er schreibt: *Die Erde selbst muss als ewige Kunsterfahrung gesehen werden. Die Evolution ist in Wirklichkeit das Hervorbringen von etwas, das wir ‚zeitgenössische Natur‘ nennen müssten.*

Das Zeitgenössische – ob in der Kunst oder in der Natur – hat die besondere Eigenart, dass es diesen Status in jedem Augenblick verliert und neu erwirbt. Was heute zeitgenössisch ist, ist morgen schon Teil einer vergangenen Epoche, und zeitgenössisch ist dann etwas anderes, etwas, das wir heute noch nicht einmal erahnen können.

Und doch bedeutet zeitgenössisch mehr als nur das Durchgangsstadium einer sich ständig verändernden Welt. Denn das Zeitgenössische, die Gegenwart, ist alles, was wir haben. Jede Verwandlung findet in diesem einen Augenblick statt, der gerade jetzt gegenwärtig ist. Das macht auch die enorme Veränderungskraft zeitgenössischer Kunst aus, die ihre besondere Wirkmächtigkeit nicht zuletzt daraus bezieht, dass der Zeitpunkt ihrer Entstehung und der Zeitpunkt ihres Wahrgenommen-Werdens so nah beieinander liegen. *Zeitgenössische Kunst [...] ist eine Bewegung, die alle [...] Kulturpraktiken und Disziplinen durchdringt und*



*erschüttert [...], schreibt Emanuele Coccia. Die Kunst ist der Raum, in dem eine Gesellschaft sichtbar machen kann, was einzugestehen, zu denken oder sich vorzustellen sie nicht vermag.*

Damit ist zeitgenössische Kunst – auch Landschaftsmalerei – mehr als nur die künstlerische Auseinandersetzung mit der Natur. Sie wird politisch im Sinne des Wortursprungs, abgeleitet vom griechischen „polis“: Sie sagt etwas aus über die Art und Weise, auf die wir in dieser Welt miteinander leben. Leben müssen, aber auch leben wollen.

Auch Fritz Overbeck, der seinerzeit ebenso wie Ansgar Skiba ein zeitgenössischer Landschaftsmaler war, hat in seinen Bildern mehr ausgedrückt als bloß seine Naturauffassung. Ein Künstler, der – wie Lovis Corinth, wie Ansgar Skiba – in der Natur immer auch etwas von sich selbst zu finden bestrebt ist, greift mit seinen Landschaftsmotiven weit über das reine Abbilden von Natur hinaus. Er findet eine Ausdrucksform für die Welt, in der er lebt, und für die beängstigenden und beglückenden Veränderungen, denen sie unterworfen ist. Diese künstlerische Ausdrucksform eröffnet einen Raum für Reflexion und im besten Fall auch für Verwandlung. *Kunst ist kein harmonisches Spiegelbild der eigenen Natur mehr, sondern [...] eine Weise des Andersseins und des Wissens um den Unterschied [...]. Die Kunst ist der Wunsch nach Verwandlung einer Gesellschaft und ihr Metamorphose-Projekt,* schreibt noch einmal Emanuele Coccia.

Es ist also ein Metamorphose-Projekt auf vielen Ebenen, das Sie heute hier in der Ausstellung mit Bildern von Ansgar Skiba und von Fritz und Hermine Overbeck besichtigen können. So fest gefügt und unveränderlich die Bilder auf den ersten Blick wirken mögen – öffnen Sie, wenn Sie gleich durch die Ausstellung gehen, Ihre Augen für die Kraft der Veränderung, die den Kunstwerken innewohnt.

Unter der Oberfläche ist alles in Bewegung. Auch bei den Overbecks. Schauen Sie genau hin.

Und auch Sie selbst sind ein Metamorphose-Projekt, ob Sie wollen oder nicht. Ihr Körper und Ihre Seele sind Schauplatz fortwährender Verwandlung. Das ist nicht immer leicht, aber es ist ein großer Schatz. Nur weil wir selbst Natur sind – Geborenes, Vergängliches – können wir uns von Natur und Kunst so sehr berühren lassen.

Wir Museen müssen vielleicht erst noch lernen, all diesen Metamorphosen wirklich gerecht zu werden. Mit Sammeln, Forschen, Bewahren, den klassischen Aufgaben eines Museums aus dem 19. und 20. Jahrhundert, ist es schon lange nicht mehr getan. *Neue Museen müssen den Anstoß zu einer [...] Kultur geben, die imstande ist, sich die Natur jenseits ihrer Grenzen vorzustellen*, schreibt Emanuele Coccia. Die Natur jenseits ihrer Grenzen – keine leichte Aufgabe. Aber vielleicht geben die Bilder von Ansgar Skiba eine erste Ahnung davon. Ich bin davon überzeugt, dass es wichtig, ja, sogar lebenswichtig für uns ist, die Natur so zu sehen, so groß, so bedeutungsvoll, so existenziell wie Ansgar Skiba, aber auch wie Fritz und Hermine Overbeck sie in ihren Bildern zeigen. Denn, und jetzt zitiere ich ein letztes Mal Emanuele Coccia: *Die Natur ist nicht die Urgeschichte der Zivilisation. Sie ist unsere Gegenwart und vor allem unsere Zukunft.*